



INI - Ein Roman aus dem
21. Jahrhundert

Impressum

1. Auflage, 2023

© 2023 Julius von Voß / Bernd Labusch – alle Rechte vorbehalten.

Redaktion World of Cosmos

Marc Schneider

Stephan-Jantzen-Ring 41

18106 Rostock

redaktion@world-of-cosmos.de

www.world-of-cosmos.de

Julius von Voß
„INI“ - Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert
erschienen im Original im Jahre 1810
Übertragen und Korrektur gelesen von Göttrik

Drittes Büchlein: Guido im Heere, Kapitel 11

Die Reise ging nun nach Frankreich. Es würde zu viele Zeit geraubt haben, noch länger in Deutschland zu weilen, ob gleich noch viel Sehenswertes übrig blieb, das sie in München, Stuttgart, Frankfurt u. s. w. hätten betrachten können, als besonders kluge Einrichtungen, Monumente alter trefflicher Fürsten, Volksfreuden. Doch sie mussten es, nach dem einmal gewählten Plan, bei den größten Städten bewenden lassen.

Unfreundliche Herbstwitterung störte die Reise etwas. Wenn sich der Luftwagen vom Posthaus aufschwang oder bei dem folgenden niedersenkte, hatten die Adler Mühe, gegen die Stürme anzukämpfen. Außerdem hielt man sich jedoch in der höheren Region, wo kein Wind mehr sauste, und die angespannten Tiere konnten bequem ihren Pfad verfolgen. Gegen die Kälte schirmten artige Öfen von dünnem Blech, mit Papier geheizt, und Pelzhüllen von Schwanen-Fell.

Am Rhein und in den Gegenden des ehemaligen Lothringens, freute sie der laute Winzerjubiläum der unter ihnen tönte, ebenso die überall noch dichter als in Germanien angebaute Landschaft. Ohne Unfälle erlebt zu haben, erblickten sie bald das weitläufige Paris, dessen Vorstädte jetzt mit Meaux, St. Denis, Versailles u. s. w. Zusammenhängen.

* * *

Guido wunderte sich über eine dünne spitze Säule von nie gesehener Höhe, die eine seltsame Gestalt hatte und fragte seinen Lehrer, was er davon zu denken hätte? Dieser erklärte ihm, wie die Pariser schon lange damit unzufrieden gewesen wären, bei verregnetem Wetter ihre eng gebaute Stadt so unreinlich zu sehen. Der Erfindergeist hätte sich in mancherlei Mitteln gegen diesen Übelstand erschöpft. Es sei im

Werke gewesen, nahende Regenwolken jedesmal durch Kanonaden von Luftbatterien zu zerstreuen und so die Atmosphäre der Stadt zu reinigen. Allein die Eigentümer der Gärten der Umgebung, hätten sich über diese Maßregeln mit Recht beklagt, weshalb man sie hatte einstellen müssen. Endlich aber sei ein Projektant aufgetreten, mit dem riesenhaften Entwurf eines Regenschirms für die eigentliche Stadt.

Die dünne Spitzsäule, fuhr er fort, ist es. Eine Gesellschaft von Aktieninhabern besorgte die Errichtung; eine kleine Abgabe aller Einwohner, für die trockne Reinlichkeit willig gezollt, trägt den Zins und die fortlaufenden Kosten. Die Säule steht genau in der Mitte von Paris. Zweitausend Schuh hoch, besteht sie aus starkem Granit, auf einer hinlänglich festen Grundlage. Dann folgen bis zur Spitze wohlfeil zusammengefügte Eichenstämme, um welche Eisenringe laufen. Eine Wendeltreppe von Außen führt vom Fuß bis zur Höhe.

Der ungeheure Schirm besteht aus einem von Hanffäden gewebten Tuch, mit wasserdichtem Firnis überzogen. Walfisch-Rippen, durch Klammern verbunden, spannen ihn bis zur Mitte, von da wird der gardinenartig aufgehobene Teil, mittelst gewaltiger Tauen, die nach allen Seiten in Abständen von Hundert Klaftern, zur Erde gehen, niedergezogen und wieder empor gebracht. Die Erhebung der Walfisch-Rippen vollzieht ein ungemein kunstreicher Mechanismus.

Indem er noch sprach, verdunkelte sich der schon trübe Himmel noch mehr, die Gewölke nahmen gegen die Stadt ihren Lauf. Eine Fahne wehte plötzlich vom Gipfel der Pyramide, das Zeichen für sämtliche Arbeiter an ihr Werk zu gehen. Nun währte es kaum zwei Minuten und das weite Gezelt breitete sich über die Tempel und Häusermassen aus. Der Postillion trieb die Adler mächtig an, um auch bald den Schutz zu genießen, und in kurzem befand man sich unter der wohlthätigen Decke, auf welche der Platzregen mit dumpf-hohlem Getöse niederschlug. Guido bewunderte am meisten die Röhren des Umkreises, die das abströmende Wasser auffingen, und in die verschiedenen, zu diesem Zweck gegrabenen, Teich-Bassins leiteten, die wieder einen Abfluss in der Seine fanden. Er beteuerte: unter allem Merkwürdigen, was er noch auf der Wanderung gesehen, stünde dieser Paraplu oben an. Es ist auch ein Erdenwunder von Kunst, sagte Gelino.

* * *

Sie stiegen im Posthaus ab, übergaben Trägern ihr Gepäck, und eilten zu einem Wechsler, wo der Lehrer Summen, für ihren Aufenthalt nötig, in Empfang nehmen wollte. Unterwegs stellte sich ihnen ein sonderbarer Anblick dar.

Ein Mensch bettelte. Dies war so unerhört, dass das aufgeregte Mitleid keine Grenzen kannte. Aus allen Häusern eilte man hervor, den Unglücklichen mit Wohltaten zu überhäufen, der sich auch bald in Besitz so vielen Geldes sah, dass er flehend bitten musste, einzuhalten.

Guido reichte ebenfalls hin, was er bei sich trug, und fragte den Lehrer: wie so eine, die Menschheit entwürdigende, Erscheinung möglich sei? Dieser erkundigte sich näher, und erfuhr: der Mann wäre aus dem südlichen Amerika, und durch einen Schiffbruch um seine Habe gekommen.

Guido schauderte bei der Nachricht von einem Schiffbruch. Sie waren jetzt überaus selten, nur ein bedeutender Fehler des Piloten konnte es dazu kommen lassen. Denn bei den genauen Karten vom Meeresgrund, der schon seit mehr als einem Jahrhundert entdeckten Berechnung der Länge, den herrlichen Mitteln bei Nacht einen weiten Umkreis zu erleuchten, konnte man beliebig jeder Gefahr entfliehen, auch der dauerhaften Bauart der Schiffe und der Möglichkeit, fast überall vor Anker zu gehen, nicht einmal zu gedenken. Hier hatte inzwischen ein Schiffer strafbare Nachlässigkeit verschuldet.

Das Betteln aber musste darum so befremden, weil auch seit länger als einem Jahrhunderte es in Europa unerhört war. Denn Staatsordnung, Sitte, moralisches Gefühl hielten Jeden zur Tätigkeit an, und da Landbau und Handwerke, durch tiefere Naturkunde und viel erweiterte Technik, so leicht, so überflüssig die Lebensnotwendigkeiten hervorbrachten, so war es auch der Betriebsamkeit des Einzelnen, sie mochte bestehen worin sie wollte, nur ein Spiel, seinen Anteil zu erwerben. Die erhöhte Bevölkerung, statt diese Leichtigkeit zu stören; musste sie vielmehr, ihrer ganzen Natur nach, fördern, woran man, nur bei irriger Kenntnis der möglichen Fruchtbarkeit des Erdbodens, zweifeln kann.

Allein weise Anordnungen achteten auch auf Krankheitsfälle Unbemittelter, auf Verstümmelte, auf hohes entkräftetes Alter. Um nun in solchen Fällen ein Recht auf Unterstützung zu begründen, hatte jedes Kind, ohne Ausnahme, bei seiner Geburt, eine kleine Summe zu hinterlegen, oder vielmehr die Eltern statt seiner. Zudem jede einzelne Person, einen geringen monatlichen Beitrag. Die Summen wurden klüglich bewirtschaftet, wuchsen dann sehr natürlich hoch an, und konnten viel bestreiten.

Um aber die monatliche Erhebung der Beiträge minder weitläufig zu machen, hatte man sie in eine, durch ganz Europa gleichmäßig aufgelegte, sehr geringe Aktie, verwandelt. Nun mochte sich Jemand aber in Europa auch befinden, wo er wollte, seinen Aufenthalt ändern, so oft es ihm gefiel, immer zahlte er unmerklich und behielt sein Recht. Die Summe des allgemeinen Armenschatzes, den auch der ganze Erdteil — bei der vervollkommenen Arithmetik, wovon schon die Rede war, höchst bequem übersah — musste auch darum so größer werden, als Reiche oder Wohlhabende, bei der Geburt eines Kindes nicht den gewohnten Satz, sondern mehr beisteuerten.

Geriet nun Jemand in Not, meldete er sich bei der nächsten Stadtverwaltung. Diese untersuchte seinen Zustand genau. Einem gesunden Menschen ward nicht das Mindeste schenkend gereicht, sondern er empfing die Gelegenheit, durch diejenige Arbeit, welche er verrichten konnte, den Unterhalt zu erschwingen. Krank dagegen nahm ihn ein Spital auf. Das Alter von sechzig Jahren durfte auf eine angemessene Beihilfe zu der ihm noch möglichen Arbeit zählen, über siebzig Jährige verpflegte man dagegen als Greise und Greisinnen ganz, was auch bei Krüppeln und dergleichen geschah. Bei dem allen hielt ein zartes Ehrgefühl die Geschlechter ab, eines ihrer Glieder in die Notwendigkeit zu verletzen, die öffentliche Wohltätigkeit in Anspruch zu nehmen; wenn es irgend möglich schien, verheimlichten sie den Mangel in den einer der ihrigen gesunken war, machten es auch zum Gegenstand ihrer Religion, Kranke und Alte selbst zu pflegen.

Überlegt man hierbei, dass die meisten Ursachen, welche Armut hervorbringen, ja lange schon aus dem Wege geräumt waren, als Kriegräubereien, unmäßige Auflagen, falsche Geldoperationen der Regierungen, Handelsverbindungen, in welchen ein Volk mit betrügerischer Schlaueit, das andere mit Unkunde seiner eigenen Kräfte auftritt, gehässige Immoralität des Einzelnen, die zu Verschwendungen verleitet, ehrlose Trägheit und Unempfindlichkeit gegen Achtung, die nicht erwerben mögen, auch Almosen spendende Klöster, den Müßiggang unterstützend; erwägt man noch, dass das furchtbare Heer der Krankheiten sich unendlich vermindert hatte, so geht ganz von selbst hervor, wie ein Reisender Europa durchwandeln konnte, ohne jemals das widrige unedle Schauspiel der Bettelei wahrzunehmen. Guidos Befremdung erklärt sich demnach so gut, als das mitleidige Zudrängen der Pariser.

Es währte aber nicht lange, so erschien ein Polizeibeamter und fragte den Armen zürnend: „Warum er nicht zur Stadtobrigkeit gekommen sei?“

Die Antwort hieß: „Weil ich kein Europäer bin, folglich nicht zu euren Wohltätigkeitsanstalten beigetragen habe, durfte ich auch nicht mit Recht auf ihre Milde bauen.“

Der Diener des Gesetzes entgegnete streng: „Es reisen viele Bürger anderer Erdteile in Europa, und die Akzise gewinnt an ihrer Zehrung. Wie unbillig würde es daher sein, wenn irgend Jemand darunter sich arm ankündigte, ihm Hilfe zu versagen. Du hast uns durch Mangel an Vertrauen beleidigt und ein öffentlich Ärgernis gegeben, dessen sich ohne Zweifel der älteste Greis nicht mehr entsinnt. Behalte was man Dir reichte, verzehre es jedoch im Kerker. Dann wollen wir Dir eine Summe geben, mit welcher Du Dein Vaterland wieder erreichen kannst. — Wider diesen Spruch gilt keine Einrede, denn er enthält den Geist der Gesetze.“

* * *

Gelino und sein Zögling drängten sich mühevoll durch das Volksgewimmel der Straßen, und um so mehr, da, wenn gleich am hohen Mittage, der Regenschirm Dunkel verbreitete. Doch eben da sie auf einem großen Markt angekommen waren, hatte das Unwetter geendet und die Bedeckung wurde wieder eingelegt. Man verrichtete dies schnell, und neu, überraschend, blendend war die Wirkung des plötzlich nieder scheinenden Sonnenlichts.

Sie gelangten im Hause des Wechslers an. Gelino übergab ein Schreiben; der Mann war sehr höflich und rief einige Träger, welche schwere Goldsäcke auf einen Wagen luden. Der Lehrer sah alles nach, gab ihm Empfangsscheine, und nahm dann mit seinem Zögling Platz auf dem Wagen.

Dieser hatte befremdet und nachdenkend zugesehen. Nun fragte er: „Woher die großen Summen, und wozu?“

Gelino antwortete: „Wir behalfen uns bisher mit geringen Kosten, doch in Paris und London wollen wir einigen Aufwand machen, damit Du auch mit dem Leben in Reichtum vertraut wirst.“

„Da empfangen Sie nur eine Auskunft“, rief Guido. „Woher, frage ich abermals, die großen Summen?“

„Von dem nämlichen Wohltäter, der Dich bisher in den Stand setzte, die Welt reisend zu betrachten.“

„Oh! Dieser Wohltäter muss reich, sehr reich sein. Mein leichter Sinn fragte noch wenig darum. Was gilt's aber, es ist der Kaiser selbst, dem ich so viele Zeichen der Milde verdanke?“

„Ja mein junger Freund, es ist der Kaiser. Was er von Dir hörte, besonders von Deinen Taten im Heere, erwärmte sein Herz noch mehr für Dich. Frage nicht weiter, genieße, und vor allen Dingen, lerne, begreife, mache Dich der Güte ferner wert.“

Guidos Nachsinnen ward ernster. Einige Minuten darauf brach er aus: „Oh. dass ich keine Eltern kenne, und so süße Gefühle, wie die kindlichen, mir versagt wurden! Erst bei den Findlingen erzogen, hernach unter Deiner Leitung, die mich allerdings keinen Vater missen ließ, ahnte ich tiefere Empfindungen nicht. Allein, nachdem ich auf der Reise so oft das entzückende Schauspiel eines engen Familienbandes sah, beweinte ich im Stillen mein hartes Los.“

Gelino drückte ihm gerührt die Hand. „Geduld mein Sohn, vielleicht findest Du einst Deinen Vater.“

Stürmische Ungeduld entbrannte in dem Jüngling. Von süßen Hoffnungen wogte sein Busen. Er drang feurig in den Lehrer, ihm das Geheimnis seiner Geburt aufzuklären, wenn er anders den Schlüssel dazu hätte, oder wenn er nichts genau wisse, ihm seine Vermutungen zu nennen. Der Lehrer brach aber gemessen ab, empfahl ihm ruhiges Erwarten der Lösung seines Schicksals. Es war Guido bekannt, dass er, wenn der Lehrer schweigen wollte, umsonst bat, er musste sich also mit Geduld wappnen, obgleich die Neugier über seine Herkunft jetzt heißer als je erwachte, und manche sonderbare Ahnung in ihm aufstieg. Er tröstete sich wohl über den Mangel an Kindesliebe, weil ihn Inis Liebe beseelte, und sein Herz so warm an den edlen Lehrer hing, doch meinte er immer wieder, dies Herz sei weit genug noch mehr Liebe glühend zu umfassen.

Drittes Büchlein: Guido im Heere, Kapitel 12

Gelino hatte schon zuvor nach Paris geschrieben, und einen Mietpalast, wie es deren für sehr reiche Wanderer gab, auf die Tage ihrer Anwesenheit bestellt. Sie kamen nun dort, von den Dienern des Wechslers geleitet, an. Er war aus rotem und

weißen Marmor gebaut, hatte ein vergoldetes Bleidach, das im Strahl der Sonne prangend leuchtete. Eine zahlreiche, glänzende Dienerschaft, stand am Portal. Die innere Einrichtung entsprach der äußeren Pracht vollkommen. Man erblickte Zimmer, deren Wände mit dem köstlichsten Mosaik bekleidet waren, andere mit staunenerregenden Meisterwerken der Malerei umhangen. Es befand sich ein Konzertsaal hier, den die Standbilder der neun altgriechischen Musen, zu Athen gefertigt, schmückten, und zum Personal des Palastes gehörte zugleich das treffliche Orchester, was sich auf Verlangen des Mieters hören ließ. Eben so ein kleines Theater, mit Schauspieler und Schauspielerinnen. Ferner eine große Bibliothek, der einige Gelehrte vorstanden. Der Speisesaal war mit Silbergeschirr erfüllt, goldne Lampen hingen von den Decken nieder. Das Bad war den altrömischen ähnlich, welche die Kaiser Trajan oder Tiber anlegten. In der Küche bereitete man sich, wie einst bei Apicius, immer auf eine große Zahl von Gästen, doch viel schmackhafter noch als bei jenem waren die Speisen zugerichtet, was jetzt um so mehr anging, da die Küchenchemie eine eigne weitläufige Wissenschaft galt, über die Professoren, von Lehrlingen der Tafelkunde gehört, lasen. Noch fand man im Hofe Wagen aller Art, einen Stall trefflicher Pferde, einen andern mit Adlern, und mehrere schöne Gondeln, denn ein kleiner Kanalarm führte von dort nach dem Strome. Auch ein schönes Landhaus mit weitläufigen Gärten gehörte noch zu diesem Mietpalast. Allerdings gab man aber auch eine Miete, die den zu findenden Bequemlichkeiten angemessen war.

Guido fragte: „Wie ist es möglich, Unternehmungen der Art zu wagen?“

„Wirkungen des Reichtums“, antwortete der Lehrer. „Das ewige Zuströmen der Fremden nach dieser Stadt, bringt so viel Geld hinein, und sie sendet es wieder in die Ferne, um das alles herbeizuschaffen, was die Fremden ferner anreizen kann. Es prangen mehrere Gebäude der Art, und selten stehen sie leer, weil es vermögende Wanderer genug gibt. In den vergangenen Jahrhunderten wären Erscheinungen der Art unmöglich gewesen, weil man da weder Freiheit, noch Tätigkeit, noch Kenntnis genug, über den beweglichen Umlauf der Reichtümer, und ihre Vermehrung der Erzeugnisse während ihrem schnellen Wirbel, hatte. Damals gab es wenige Reiche und unerhört viel Armut. Jetzt sieht man Jene in großer Zahl und diese ist meistens verschwunden. Große Entwürfe im Handel oder anderer Art, klug und glücklich ausgeführt, bereichern um so leichter, da sie auf den allgemeinen Wohlstand berechnet sind. Damit aber den noch, nicht wenige Familien zuletzt so viel wuchernd an sich reißen können, dass andere von ihnen abhängig sind, ist die überaus weise Erbschaftsteuer eingeführt worden, die den Zweck vor Augen hat, den Erwerber zwar die Frucht seiner Tätigkeit vollkommen genießen zu lassen, dagegen aber die Untätigkeit der Erben, die von der Arbeit des Toten müßig schwelgen möchten, nach

Möglichkeit abzuschneiden. Je vermögender, je höher die Steuer vom Nachlass, und sie steigt auch nach Maßgabe der näheren oder weitläufigeren Verwandtschaft der Erben. Dies hat zur Folge, dass der Reich gewordene auch bei seinem Leben viel wieder in den Umlauf gibt, und ihm wird auch, in Betracht des Gemeinbesten, und insofern sie nicht unmoralisch ist, Verschwendung nachgesehen. Mag er bauen, reisen, Künsten und Wissenschaften lohnen, dadurch empfängt das alles höhere Leben.“

„Wo bleiben aber die Summen, aus dieser Erbschaftsteuer?“, fragte Guido.

Der Lehrer gab zur Antwort: „Sie werden zum Vorteil des Landes auf mannigfache Weise angelegt, so dass sie den niederen Ständen wieder zuströmen. Man gräbt Kanäle, wo sie noch fehlen, baut, macht Versuche mit nützlichen Erfindungen, wozu, wie Du weißt, auch andere Summen vorhanden sind, unternehmende, aber nicht bemittelten Bürger können Anleihen nachsuchen. Kurz auch hier ist wieder der rasche Zirkelgang, des, die Dinge und den Kunstfleiß darstellenden, Metalls, Endzweck. Hätte die Vorzeit die Wunder der Freiheit und Ruhe ahnen können, trauen, sie würde um einige Jahrhunderte früher geeilt haben, den Thron der Vernunft zu erhöhen, und in einem Erdteil, wo die Menschen schon lange sich durch Bildung ähnlich wurden, die unsinnigen Kriege einzustellen. Vielleicht ging das aber auch nicht eher an, bis der Zeitgeist alles von selbst schönerer Reife entgegen führte. Wie langer, vorbereitender Aufklärung, bedurfte es unter andern zu dem großen Schritte, die Religion an die Stelle der Kirchlichkeit zu bringen. Freilich folgte er erst dem blutig geendeten Kampfe der Politik, und hätte ihm vorausgehen können, wodurch der Christenstaat ohne jene schauderhaften Schlachten, wovon die Geschichte meldet, zu gründen gewesen wäre. Denn in der Tat, liest man einige alte Schriftsteller aus dem achtzehnten Jahrhundert, in deren Köpfen bereits so viel Licht anbrach, kann man nicht genug über die seltsame Verstocktheit ihrer Zeitgenossen staunen, welche es nicht nützen wollten, das Heil, die Bestimmung der Menschheit erkennen, Wahrheit und Irrtum, Gutes und Böses unterscheiden zu lernen. Indessen ist es nun einmal so. Das Genie der Verbesserung hat zu allen Zeiten Widerspruch gefunden, oft mußte der große Mann erst begraben sein, ehe das Recht seiner Aussprüche erkannt wurde. Geht es doch bisweilen noch jetzt nicht anders. Sind wir doch, trotz aller Religion und Erkenntnis zuweilen genötigt, uns mit Asien oder Afrika zu bekriegen.“

„Oh! Schöner Voranflug seines Zeitalters!“, rief Guido. „Oh, dass ich der Menschheit irgendeine Wohltat ersinnen könnte, dass die Nachwelt mein Andenken segnete!“

„Der Friede mit anderen Weltteilen wäre solch eine Wohltat“, antwortete Gelino. „Er fehlt der Menschheit. Allein die Leidenschaften werden nicht überall so glücklich bekämpft als in Europa, und auch hier, wir wollen nicht prahlen, gelang es noch nicht so weit damit, als wohl zu wünschen wäre. Im Geheimen treiben sie oft ihr Spiel fort; denn wer sieht das Innere der Seele, wenn die Menschen in der Tugendlarve heucheln. Es gibt doch hie und da einen Fürstenrat, einen hohen Priester des Gesetzes von gewichtigem Ansehen, entscheidenden Einfluss, der sein wahres Spiel birgt, und Zwietracht mit der Fremde, oder Zwietracht im Innern hervorruft. Man muss auf seine Tugend bauen, wer vermag sie genau zu erkennen?“

Hier fühlte sich Guido von einem Gedanken ergriffen, dem er in der Folge eifrig nachhing. Jetzt antwortete er dem Lehrer: „Die richtige Erkenntnis des Menschen scheint mir nicht unmöglich, aber den Frieden aller Völker zu knüpfen, ist schwer. Ich sehe nicht ein, auch wenn ich Kaiser wäre, was ich da tun wollte. Da muss das Schicksal selbst freundlich zutreten.“

„Nun das wird auch einst geschehen“, antwortete Gelino. „Auch gebieten ja die Menschen dem Schicksal immer mehr, wie ihre Weisheit steigt.“

* * *

Die Reisenden borgten in Paris vornehme Namen und knüpften Bekanntschaften an. Die angesehensten Einwohner, Künstler, Gelehrte, wurden zu ihrer Tafel, zu ihren Konzerten, nach ihren Gärten geladen, und baten sie dagegen zu sich. Es war noch in Paris wie vormals, das Neue erregte viel Aufsehen, alle Welt sprach davon. Nicht eben die Verschwendung des reichen Jünglings konnte auffallen, doch er selbst, sein Verstand, mehr noch seine Schönheit. Die Damen waren ganz entzückt, sie schworen, nie eine so vollkommene männliche Gestalt erblickt zu haben. Dies benutzten Maler, Kupferstecher und andere Künstler, bildeten ihn vielfach ab, und wenn er ausging, sah er beschämt überall Gemälde, Gipsabdrücke, Statuen von sich. Auch Gedenkmünzen wurden auf ihn geschlagen und in den Gassen ausgerufen, viele Damen trugen ihn in Gemmenringen am Finger. Er empfing auch verliebte Zuschriften voller Witz, und übte wieder den eignen Witz, indem er die zärtlichen Anträge so ablehnte, dass sich die Schönen dennoch bezaubert fühlten. Dadurch entstand viel neues Gerede, und eine gelehrte Dame veranstaltete sogleich eine Sammlung dieser tugendhaft witzigen Billets, die man eilig mit Stereotypen druckte, eines ungemeinen Absatzes gewiss.

* * *

Kurze Zeit nach seiner Ankunft hörte Guido von einem sonderbaren Rechtshandel. Er hatte sich schon über die Menge von Diamanten gewundert, welche ihm überall zu Gesicht kam; die Frauen der niederen Klassen waren so damit bedeckt, dass man auf Spaziergängen nicht nach der Seite blicken konnte, wohin die Sonne schien, selbst die Dienstmädchen in seinem Palast, trugen Haar, Ohren, Busen und Arme voll davon. Der Glaube, sie möchten unechtsein, fand die Widerlegung der Kenner, allein man benachrichtigte ihn: es sei in Paris ein Juwelenhändler vorhanden, der die edlen Steine um einen tief geringen Preis verkaufe, dabei ein unerhört angefülltes Warenlager hielt, und so auch den Pöbel in Stand setzte, den gepriesenen Schmuck zu tragen. Deshalb aber, wie man wohl denken kann, verschmähten ihn nun die Damen der feinen Welt, und sich ohne Juwelenschimmer zeigen, hieß glänzen.

Die andern Kleinodienverkäufer sahen sich zu Grunde gerichtet, feindeten ihren Nebenbuhler an, belangten ihn vor Gericht. Hier begriff auch Niemand, wie der Mann das Teure so wohlfeil losschlagen könne. Neue Prüfungen über die Güte seiner Steine folgten, sie schlugen abermals zu seinem Vorteil aus. Man fragte: „Aus welcher indischen Diamanten-Grube er kaufe?“

Er antwortete, das er dies als Folge der Handelsgesetze nicht nötig habe zu erklären.

Man verlangte aber wenigstens, ein fremdes Handelshaus zu nennen, mit dem er Geschäfte pflüge, ein Schiff, das seine Waren herbeiführe.

Dies konnte er nicht, und nun lag zu Tage, seine Steine würden nicht von Auswärts gezogen.

„Er verfertigt sie selbst“, riefen die Gegner: „folgich sind sie, trotz allen Proben, unecht!“

„Gut“, sprach der Juwelier: „Ich verfertige sie, doch eine Unwahrheit ist eure andere Behauptung. Untersucht so lange ihr wollt, ihr werdet keinen andern Gehalt finden, als ob die Steine von Golkonda oder Brasilien kämen. Ich betrog nicht, verkaufe echte Diamanten, dem Käufer kann es gleich sein, ob die Natur oder ob ich sie hervorbringe!“

Bei näherer Untersuchung fand sich, dass der Mann, den lange schon in der Chemie genannten Bestandteil, reinen Kohlenstoffs, so zu verdichten gewusst hatte, dass der wirkliche Diamant erzeugt wurde.

Das Gericht war am Anfang im Zweifel. Die große Zerrüttung des Wertes der Edelsteine, welche der glückliche Erfinder veranlasste, machte Bedenken. Doch zuletzt entschied die Stimmenmehrheit: Der Mann dürfe keiner Strafe anheimfallen, auch die Fortsetzung seiner Kunst dürfe ihm nicht untersagt werden. Möchten die Weiber gern schimmern, so wäre ihnen die Gelegenheit aufgetan, zum wohlfeilen Preis ihren Wunsch zu erlangen. Gefiele ihnen der wohlfeile Schimmer deshalb nicht mehr, zeigten sie noch größere Torheit als zuvor. Der Mann könne dann zu ihrer Heilung beitragen, und wenn das andere Geschlecht mehr auf Pflege der wahren Schönheit hielt, mehr dem Manne durch weibliche Tugenden als kindische Glanzfunken zu gefallen strebte, hätte das Gemeinwohl dem Künstler sogar innig zu danken. Verlören übrigens manche Juwelenhändler, sei das zufällig, und das Gesetz könne ihres einzelnen Vorteils halber, keine irrigen Grundsätze aufstellen. - Dabei blieb es.

„In der Tat“, rief Guido als er bald darauf einige mit Edelsteinen überladene Frauenzimmer sah: „Mir scheinen sie selbst nicht mehr so köstlich, als da ihre Seltenheit mich bestach.“

„So bist Du denn auch von blinden Vorurteilen nicht frei“, fiel der Lehrer ein. „Doch möchte nur alles Schöne so gemein werden, dass man keine Auszeichnung darin fände, desto besser stünde es um die Menschheit. Zum Glück ist es auch schon mit vielen Tugenden dahin gekommen. Was die Vorwelt staunend gepriesen hätte, blicken wir oft als gleichgültige Alltäglichkeit an. - Wohl uns!“